

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **5 (1923)**

Heft 33

PDF erstellt am: **13.09.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Schweizer Frauenblatt

## Organ für Fraueninteressen und Frauencultur

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementpreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet. Einzelnnummer kostet 20 Cts.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstrasse 43. / Telefon No. 61. / Postcheckkonto No. VI/1441.

Insertionspreise: Für die Schweiz: Die einseitige Nonparelletze 30 Cts., Ausland 40 Cts., Resten: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Cofferzettel 50 Cts. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsbeschlüssen der Inserate. / Inseratenfrist: Donnerstag Mittag.

Nr. 33

Aarau, 18. August 1923

V. Jahrgang

### Die Familienfürsorge in Deutschland.

Da der schweizerisch-gemeinnützige Frauenverein auf seiner letzten Generaterversammlung in Montreux die Frage der Familienfürsorge aufgerollt hat, dürfte es vielleicht von Interesse sein, einiges über die Organisation der Familienfürsorge in Deutschland, wo man in dieser Beziehung schon weiter ist als bei uns, zu vernehmen.

Die Veränderung der wirtschaftlichen Lage und damit der Lebenshaltung brachte seinerzeit die Notwendigkeit der sozialen Fürsorge. Je nach spezieller Eignung und nach verschiedenem Interesse widmeten sich einzelne Kreise verschiedenen Spezialgebieten der Fürsorge. Es entstanden u. a. die Vereine zur Bekämpfung der Tuberkulose, des Kinderelends, des Alkoholismus, Gesellschaften für Fürsorge für Alte, Wöchnerinnen, Säuglinge usw. Das wachsende Bedürfnis zeigte, wenn auch nicht annähernd genügend, jedoch eine Menge verschiedener Institutionen, von denen jede nur ihren einzelnen Zweig verfolgte, für ihre Ziele die Mittel aufzusuchen und schließlich von Staat oder Gemeinde subventioniert, zum Schluss oft von einem der beiden übernommen wurde. — Betrachtete man an Hand des Materials die behandelten Fälle der verschiedenen Fürsorgevereine eines Ortes, so fand man in den Papieren der verschiedenen Stellen einzelne Namen immer wieder. Es ergab sich hieraus die Tatsache, daß ein und dieselben Familien verschiedene Einrichtungen benutzen mußten oder jedenfalls benutzen. Im letzteren Falle wurde nicht gesagt, daß (auch auf Befragen) bei der Konstitution einer neuen Stelle die bereits stiftungsfundene Organisation einer anderen angezogen wurde, oft um größeren Nutzen aus vielseitiger Hilfe zu ziehen. Für den Fall einer mit Hausbesitz verbundenen Arbeitsweise der einzelnen Stellen wurde im Glückseligkeit durch ein Treppen ihrer Vertreter die Duplizität der Behandlung eines Falles bemerkt, oft aber war das auch nicht der Fall und so geschah lange Zeit ununterbrochen doppelte Arbeit, denn die Tuberkulosefürsorge z. B. machte für ihre Alten höchstwahrscheinlich ganz ähnliche Ergänzungen wie die Säuglings- oder Wohnungsfürsorge. Derartige Zustände sind vom Standpunkte der Allgemeinheit gesehen, auf alle Fälle eine Verschwendung an Zeit, Kraft und Mitteln. In den Augen selbstständiger Fürsorgebedürftiger aber ist das Überlaufen durch mehrere oft verschiedenen arbeitende Fürsorgeorgane eine Befreiung, eine Stärkung im Familienleben, nicht selten eine Abkühlung der Hausfrau bei der Beforgung ihrer Pflichten.

Um den geschäftlichen Missständen abzuhelfen mußten Schritte geschehen. Die einzelnen Fürsorgevereine gingen verschiedentlich, wie schon erwähnt, in die Hände des Staates über und teilten als Erkenntnis, teils unter dem Druck der Verhältnisse, teils nach und nach, einzelne Verwandte Gebiete und schließlich die gesamte offene Fürsorge zusammenzuschließen in der Familienfürsorge, welche derart arbeitet, daß eine Stelle bemüht ist, alle in einer Familie herrschenden

gelitten und materiellen Misse zu lindern. Die Organisation geschah in Anlehnung an die bereits vorhandene Einteilung des Landes in Verwaltungskreise. Jeder Kreis hat ein eigenes Wohlfahrtsamt, zuständig für alle inneren Grenzen liegenden Ortsteile bis zu einer gewissen Einwohnerzahl. Orte mit mehr als 12,000 Einwohnern haben das Recht, ein eigenes Wohlfahrtsamt zu führen und dessen Leiter in die Sitzungen des Zentralwohlfahrtsamtes zu entsenden. In diesen nehmen außerdem teil: Vertreter der Schulen, der ländlichen Gemeindebehörden und der Geistlichkeit, ferner Personen, die sich schon vor der Zentralisation der Fürsorge um dieselbe verdient machten, Ärzte und schließlich der Leiter des Zentralwohlfahrtsamtes. Die Fürsorgerinnen und angehenden Sachverständige sollen mit beratender Stimme zu den Sitzungen hinzugezogen werden. Jeder Kreis ist eingeteilt in Bezirke, von denen jeder eine verschiedene Anzahl von Gemeinden umfaßt. Soziale Verhältnisse und geographische Lage eines Bezirkes sollen derart sein, daß eine Fürsorgerin ihn allein besorgen kann. Alle Ergänzungen laufen im Wohlfahrtsamt ein. Jeder einmal behandelte Fall wird namentlich in einer gemeinsamen Kartei registriert, mit eventuellem Hinweis auf irgend eine Spezialkartei. Bei Wohnungswechsel einer Familie in den Bezirk einer anderen Fürsorgerin erfährt diese gegebenenfalls durch die Hauptkartei von der bereits stattgefundenen Inanspruchnahme der Wohlfahrtsanstaltungen an früherer Wohnort. Es erkräftigt sich folglich eine abermalige eingehende Nachforschung über die Verhältnisse der betreffenden Familie, andererseits eine Entlastung der Fürsorgerin bedeutet. Personal- und Sachverhältnisse des Bezirkes liegen ebenfalls im Wohlfahrtsamt zur Einsicht aus. Beschäftigte und Verwaltungsarbeiten werden tunlichst vom Bureau des Wohlfahrtsamtes erledigt, um die Kräfte der Fürsorgerinnen für den Außendienst frei zu halten. Die Verbindung der einzelnen Bezirke untereinander wird durch Besprechungen der Fürsorgerinnen hergestellt, an denen der Fürsorgerarzt, der nach Möglichkeit in jedem Kreis hauptsächlich angestellt ist, teilnimmt.

Die Arbeit der Fürsorgerinnen ist eine vielseitige und schwere. Sie umfaßt die Sorge für das geistige, materielle und sittliche Wohl ihrer Pflegebefohlenen, die sich aus allen Alters- und Berufsstufen rekrutieren. Meldungen, fürsorgebedürftige Familien betreffend, erhalten sie von den Gemeindebehörden, den Schulen, den Geistlichen, Ärzten und in großer Menge aus dem Publikum, sofern nicht die Sprechenden selbst befragt werden. Auch in ihren Maßnahmen gehen die Fürsorgerinnen so weit als möglich unter Hinzuziehung der eben genannten Personen und Stellen vor. Die durch Liquidation von privaten Vereinen frei gewordenen Kräfte werden vielfach durch Hinzuziehung zu ehrenamtlicher Mitarbeiter der sozialen Arbeit erhalten. Die Zusammenarbeit mit dem Fürsorgerarzt ist eine sehr beachtliche abwechselnd die von den Für-

sorgerinnen geleiteten Mütterberatungsstunden, während letztere ihm wertvolle Hilfen in den Tuberkulosefürsorgefällen leisten. Außer in den Bezirkeämtern kommt die Fürsorgerin bei ihren Hausbesuchen, deren sie täglich eine Menge zu erledigen hat, mit den Familien ihres Bezirkes zusammen. Sie sieht sie dabei in ihrem Milieu und ist so noch besser in der Lage zu raten und zu helfen, da sie Not und Elend gleichsam in ihren organischen Zusammenhängen sehen, beurteilen und erfassen kann. Es würde zu weit führen, hier noch auf alle Details der Arbeit einzugehen, erwähnt sei nur noch ein gegenwärtig aktueller Zweig: die Sorge für die Kleintrentner, die Gruppe der wirtschaftlich schwächsten. Sie treten in ihrer vollkommenen Keuzigkeit eine schwierige Anforderung an Takt und Geschicklichkeit der Sozialbeamtinnen.

Die große Mannigfaltigkeit ihrer Arbeit erfordert das Eingehen der ganzen Persönlichkeit der Fürsorgerin, doch daß es damit allein nicht getan ist, versteht sich von selbst. Eine gründliche Fachkenntnis auf den verschiedensten Gebieten ist unbedingt notwendig. Die Ausbildung muß eine vielseitige sein. Es werden verlangt, ein sozial-pädagogischer und ein hygienischer Spezialkurs, ferner eine dem Führen Kurs an den schweizerischen sozialen Frauenschulen entsprechende Ausbildung, die außer Nationalökonomie und bestimmten juristischen Kapiteln noch eine Anzahl anderer sozialpolitischer wichtiger Themen behandelt. Vor einer definitiven Anstellung als selbständige Fürsorgerin sollte diese sich mindestens drei Jahre lang in den verschiedensten Gebieten der offenen und geschlossenen Fürsorge umgesehen haben. Verwaltungs- und bürokratische Kenntnisse sind zur exakten geist- und kraftreichen Führung eines Betriebes notwendig.

Sowohl gute Ausbildung als auch guter Wille aber verlangen, wo eine persönliche Eignung fehlt. Diese ist letzten Endes ausschlaggebend für die nützliche, im tiefsten Sinne soziale Arbeit der Fürsorgerin. Niemals aber sollte die Sozialbeamtin sich dazu verleiten lassen, sich als „perfekt“ anzusehen. Sie dient einem lebendigen, wachsenden: dem Volke, und muß deshalb auch überhalb ihrer Berufsregeln mit dem Leben ihres Volkes in Verbindung stehen, um es von Grund aus zu verstehen und mit ihm gehen zu können. Ein dauernder fester Kontakt mit Volk- und Landesgeheimnissen ist unerlässlich.

Erst eine Persönlichkeit, die den geistlichen Anforderungen entspricht, verhilft der Familienfürsorge zu der Bedeutung, die sie in der gesamten sozialen Arbeit allmählich einnehmen muß.

### Schweiz.

Bern, den 16. August.

Im Gespräch mit unseren großen Nachbarn, den polnischen Wogen umschloß hoch gehen, daß sich bei uns Frau Politik in die Karten begeben; selbst ihre eifrigsten Vertreter finden sie in diesen trophischen Tagen entbehrlich. Nur die allerdingsten politischen Angelegen-

heiten werden erledigt. Die parlamentarischen Kommissionen, welche Vorbereitungsarbeit für die Herbstsession der Bundesversammlung zu leisten haben, scheinen die Dringliche des Bundeshauses und haben sich einen kühnen Ort für ihre Beratungen, das relabende Orstid im Sonnenland mit dem erfrischenden Blick auf Alpen- und Wildbühnen oder den idyllischen Weidenfeldern. Es ist anzunehmen, daß die Geister in solcher Verfassung besonders klären und die bedrückendsten Klagen finden.

Es sind die Berichte der dritten und vierten internationalen Arbeiterversammlung, welche von den Kommissionen beider Häute kürzlich behandelt wurden. Im Hinblick auf diese Konferenzen, wie auch auf die von internationalen Arbeitsamt vorbereiteten Konventionen wird in der Presse ein Ausdruck von Bundesrat Schultze geäußert. Als man gegen ihn den Vorwurf erhob, er zeige keinen großen Eifer für die Entgegennahme dieser Konventionen, da soll er geantwortet haben: „Überlegen Sie, die sich wirklich durchzuführen lassen, bin ich bereit, entgegen zu nehmen, doch nur solche; denn in der Schweiz sind wir es gewohnt, einmal bestehende Gesetze gewissenhaft anzuwenden.“ — Es ist das eine Auslegung auf jene „fortschrittlichen“ Länder, die internationalen Übereinkünften gegenüber weit weniger zurückhaltend sind, als die Schweiz, die es aber mit der Durchführung nur gerade so genau nehmen, als es ihnen paßt.

Von inhaltlichen Fragen haben eben jetzt die Bundeshaus-Angelegenheiten: Die Arbeitslosenversicherung und das beschleunigte Elektrifizierungsprogramm im Vordergrund der Diskussion. Die Bundesversammlung wird in der Herbstsession zu entscheiden haben, ob für einen 60 Millionen-Kredit für eine noch raschere Elektrifizierung der S. B. A. gemässigt, was das bisherige Programm vorlag. Es machen diese 60 Millionen 8 Prozent der Gesamtkosten aus, welche die Elektrifizierung der Hauptlinien unseres Landes verursacht. Die Notwendigkeit der Arbeitsbeschaffung, die Wirtschaftlichkeit des elektrischen Betriebes und die dadurch erreichte größere Unabhängigkeit vom Auslande bilden Gründe, denen sich das Parlament zweifellos beugen wird. Klein das beschleunigte Programm an sich darf sich auf eine starke Kritik in den Nationalen gefast machen; schon regen sich die kantonalen und regionalen Wünsche für seine Abänderung; an der Spitze der Unzufriedenen steht diesmal der Kanton Bern, der dringend verlangt, es möchte die Linie Bern-Biel-Delle in das beschleunigte Programm einbezogen werden, da von einer raschen Elektrifizierung derselben die volkswirtschaftliche Entwicklung des ganzen Berner Jura und das Bestehen der Riffelbergbahn in ausfallender Weise abhängen. Die Auslichten auf Erfüllung der laut gewordenen Wünsche sind aber gering; die nationalräthliche Kommission hat sich bereits gegen jede Abänderung des Programms erklärt.

Die Frage der Arbeitslosenversicherung der Bundesbahnen ist in ein neues Stadium getreten durch die Beschlüsse der begutachtenden Kommission vom 8. August; darnach empfiehlt die Kommissionspräsidenten zu stellen, ich darf keinen anderen Gedanken haben als lernen.“

Diesen Vorfall führte er aus.

Es kamen Tage, an denen sein Fleisch an Mangel grenzte. Sie verließen und ließen eine schauerliche Erregung zurück. Niemandem, nicht einmal seiner Mutter, vertraute er, was ihm diese Zeit in ihm vorging. „Ich werde mich nicht“, dachte er. „In meinem Kopf ist kein Wille und kein Hirn; in meinem Kopf ist es weich und leer. Das Lernen hat alles aufgereißt und muß jetzt auch aufhören, weil es nichts mehr zu freisen findet.“ Das ist ganz natürlich und ganz albern und ein verhängnisvoller Zustand, aus dem sich aufzuarbeiten unmöglich ist.

Wie im Halbstaat ist er bei seinen Vätern, und eben in dieser Zeit ließ Papi sich beruh, einer Annäherung des Fleisches nachzugeben, und kam ihm nach, kam ihm vor in großen Sprüngen. Aus jedem Gegenstand, in dem er aufzuarbeiten wurde, erblickt er eine Verzweiflung.

Und wieder fragte ihn Georg: „Wie machst du es, daß du immer weinst? Sag mir's, was du's machst!“

Papi steckte die Hände in die Taschen und warf die Beine, als ob er sie von sich scheitern wollte: „In langweiliger — Dumme Frage!“ — In abgebrochenen Sätzen nur gerühte er auf Antwort. Sein Auge war kein feil, weil er ihm gedroht hatte, sich zu erziehen. So tat er ihm denn auch etwas zu lieb und letzte kleinen Geistes seinen Kappzinn mehr an. Und jetzt mach ich ihm halt die Freud und werd' Fräulein.“

ringt, sie überwindet? Es gibt keinen Sieg außer diesem ersten. Ohne ihn ist kein hohes Ziel zu erreichen.

„Das meine soll ein hohes sein!“ rief Pfanner aus. „Du bist nun kein Kind mehr, und ich kann dir sagen, das Ziel, das du dir stecken willst, ist, ein Staatsmann zu werden. Einer, der mit überlegener Geistes und mit harter Hand die Fesseln der Unwissenheit und des Schicksals zerren, der zwingt, das große Wort: „Gleiches Recht für alle“ von den Lippen in die Herzen verpflanzt und es zur Tat, und zum einig, groß und glänzend macht. Denk dir, ein Mann sein, der das vermag! Er würde der Retter, der Erlöser, der Abgott seines Volkes.“

Georg hätte ihm voll Begeisterung zu. Das sein Vater mit ihm redete wie mit einem Gehörlichen, machte ihn unendlich stolz. Der Glaube an sich selbst, der ins Schwanken gekommen war, erweichte wieder. „Ein ordentlicher Mensch sein, ist viel, und der mittelmäßig Begabte mag sich damit begnügen“, hatte der Vater unter anderem gesagt. „Ein außerordentlich Begabter ist sich selbst und den andern schuldig, ein großer Mensch zu werden. Bei ihm kommt es nur auf den Willen an, auf den unergründlichen Entschluß.“ Er konnte nicht einschlafen an diesem Abend. Die Zukunftsbilder, die sein Vater entworfen hatte, fanden zu lebhaft vor ihm. Von der Tätigkeit eines Staatsmannes machte er sich allerdings keinen rechten Begriff, sah jedoch, daß der Arbeiter, einer Versammlung gegenüber, die ihn mit blühenden Jurens empfangen. Feldseitigkeit blühte aus aller Augen, in jedem Gesicht fand er: „Rein! geübter. Und er begann zu sprechen, und allmählich verflüchtete die Zurück-

und von den Gelehrten verstand der mahnende Ausruf, Teilnahme und Zustimmung wurde. den rage und begannen sich zu äußern, vereinigt erst, dann immer häufiger, endlich völlig einmütig. Er hatte seine Zuhörer hingerissen durch die Gewalt seines Wortes. Und alle, vom Ersten bis zum Letzten, saßen den Führer in ihm und folgten ihm völlig und entsetzt; denn sie wußten, was er wollte, war das was er wollte, und der Weg, den er sie führte, war der Weg zu ihrem Ziele.

Auf seinen nächsten Gängen zur Schule blieb er nicht mehr bei Salomon stehen. Er dankte für die freundlichen Worte und Verbeugungen des Dankers nur mit einem kurzen Grußwort. Einmal hielt er sich aber doch bei ihm auf. Salomon fragte ihn gar zu infindig lebend angetrieben und fragte gar zu trübselig:

„Dabei ich Ihnen was geben, junger Herr, sind Sie böse auf mich?“

„Was dir einfallt“, erwiderte Georg, „was wird ich denn böse auf dich sein.“

„Nun, es kam Salomon halt so vor. Vielleicht hatte die Nachtigall sich doch nicht bewacht, hinein schauen kann man ja nicht, und vielleicht wünschte der junge Herr eine andere, Salomon war bereit, ihm eine andere zu geben, um den halben Preis.“

„Eine andere um den halben Preis“, erwiderte Georg. „Gewaltig trat die Verdammung an ihn, den er nicht zu ertragen vermochte. Aber er bestand, er siegte in seinem inneren Seelenkampf. „Rein, nein, ich brauch keine Nachtigall mehr, ich will keine!“ rief er. „Ich bin jetzt vierzehn Jahre alt, und es gehört sich für mich nicht mehr zu spielen. Ich muß lernen, ich muß trachten,

### Feuilleton.

#### Der Vorgeschichte.

31 Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Nachdruck verboten.

So widerstandsfähig wie sein Vater gewesen, war eben der blasse, hochgehobene Jugend nicht, der jetzt mit einem „Guten Abend, Vater und Mutter!“ einzutrat und schwermütig an der Tür stehen blieb, als ob die gemitterschöne Atmosphäre, die im Zimmer herrschte, ihm auf die Brust gefallen wäre.

Einige Tage später feierte Georg seinen vierzehnten Geburtstag. Er hatte zwei Vorgeschichte werten aus der Schule mitgebracht. Mit feierlichem Ernst gab ihm sein Vater einen neuen Sommeranzug, eine hübsche Weste und ein paar solide Halbschuhe. Am Nachmittag ließ Pfanner länger als gewöhnlich am Tische sitzen und sprach, nachdem Frau Agnes das Zimmer verlassen hatte, eingehender und zutraulicher mit Georg, als es sonst die Mutter nannte ihn grausam, und fand, daß er zu viel verlange von seinem Sohne. Wenn es nach ihr ginge, würde der jetzt freilich gute Tage haben, die seine Schöne nicht lassen und nur tun, was ihm gefiele. Aber dann? Wie würde die Zukunft aussehen nach dieser verdrückten Jugend? Und ist die Zukunft nicht die Hauptfrage? Ausgerichtet mit der Macht des Wissens soll Georg der Wissen entgegengehen. Eine Mühe freilich für seinen nicht zu erziehen. Will er der Feigling sein, der vor der Mühe flieht, oder der Held, der sie aufsucht, mit ihr







Von den zeitlichen Verbindlichkeiten der Geschlechter und den Wegen zum gegenseitigen Verständnis.

Von Dr. Hedwig Kleiser-Bafer.

III.

Mann und Frau in der Gesellschaft und Kameradschaft, als Kollegen, Vorgesetzte, Untergebene, wachien am jählichen und natürlichsten aus dem Boden der Familie, besonders der mit Brüdern und Schwestern gelegenen, die es sich wenn immer möglich zur Aufgabe machen sollte, junge Leute beiderlei Geschlechts zu jener einfachen, ungeschwungenen Gesellschaft zu verschmelzen, die ihnen so viel besser bekommt als steife Einladungen, wohl gar mit dem Tanzeisler. Auf dem Lande eigneten sich ausgezeichnet auch die alten Spinnstuben, oder winterliche Arbeiten um den Tisch mit Gekochtem und Nützlichem; in der Stadt gab es die "Küchenarbeiten" mit originellen Charakteren und dergl. Einen gewissen Erfolg für diese oft vertungenen Wiedererweckungsbilder bietet heute der gemeinsame Sport. Trefflich wurde ergänzt, wenn man auch bei uns die ständische Sitte des familiären Zusammenkommens - auch dem Abendessen sehr pflegen wollte - auch der schwebende Tanzpaar mit alkoholfreier Weintraube eine Ergrünungsarbeit, draussen unter den wehenden Bäumen, wo die frühlichen Jünglinge ganz anders ihnen als im vierdüstigen Wirtshausaal. So wurde bei uns einst unter der Vorherrschaft unserer geistlichen Jungwotter: dem Gemeinwesen, das der geeignete Ort wäre auch für andere gemeinsame Unternehmungen: Vortragsabend, Konzerte, Aufführungen. Denn das Zeitalter sollte nicht die erste einzige Gelegenheits des Zusammenkommens sein, das oberflächliche, ja falsche Vorstellungen von einander weckt. Jedes Mädchen wird darauf vorbereitet, daß die Maßstäbe des Ballsaales nicht denen des Lebens entsprechen. Als Kameraden sollte man sich kennen lernen, sowie z. B. Miranda und Frieda zu nennen ist in lieber Erinnerung an Zürichs Ständigkeit sich über Kameraden, die einander so viel mehr zu bieten hätten als ein paar funktionelle Frauen.

Ein Hauptmerkmal der durchgeleiteten Gesellschaft überhaupt und insbesondere des kameradschaftlichen Einvernehmens zwischen Jünglingen und Mädchen bildet die Trinität, indem sie die rote Sexualität reizt, die persönliche Annehmlichkeit fördert, in der Wirtshausatmosphäre eine Freundlichkeit großzieht, deren rüdes Schmelzgefallen im Trinken, Rauchen und Neben das Zusammenkommen mit Mädchen, die etwas auf sich haben, verbietet, während es jene anderen, die weniger auf sich haben, heranzieht. Vereinzelt wirkt der Geist des Hofes nur in äußerlicher Sinne, in allen anderen kennt er die Geschlechter in selbständiger Weise. Denn nachdem die Gewohnheit einmal eingerissen hatte, sich in Männlein und Weiblein abzumessen, erweiterte sich die Lust ganz von selber: Man hatte sich nicht mehr zu sagen, weil man nicht mehr zusammen sprach, und sprach nicht mehr, weil man sich nicht mehr zu sagen hatte. Wie oft beobachtet man nach einem Gastmahl, daß die Herren sofort in einer Ecke, die Damen in der anderen sich zusammenrotten. Und wie unendlich vieles gäbe es doch, was gemeinsam verhandelt erst völlig Leben erwärmt, und fruchtbar werden könnte für so viele Geschlechter! Die Erziehung zumal, alle sozialen Fragen sind ja nur von Mann und Weib gemeinsam zu lösen. In solcher Atmosphäre könnte denn auch die seine und seltene Blüte der Freundschaft zwischen Mann und Weib gedeihen, so wie Goethe sie erkannt hat, die Romanzist sie feiern, wie sogar unser ungeliebter Gottfried Keller ihr in seinen verhältnismäßig zahlreichen und getreuen Ansichten an alte und ältere Damen so köstlichen Ausdruck gab. Andere Äußerungen werden freilich immer anklingen in der Freundschaft zwischen

Mann und Weib als in der gleichgeschlechtlichen Freundschaft, aber gerade das macht die Methode so reich und reizvoll. Und gibt es nicht oft Lebenslagen, in denen der wertvollste Rat für das Weib beim unparteiischen Manne, für den Mann beim mütterlichen Weibe zu haben ist? Vertrauen, Freundschaft ist ja auch der beste Boden für Liebe und Ehe, der einzige, der Gewähr bietet für dauerndes Glück. Darin liegt aber zugleich die Gefahr dieses Verhältnisses, daß es nämlich nur auf der einen Seite in Liebe verwandelt, die dann dem einen Teil zur Qual, dem anderen zu einer allmählichen Sanfter, aber desto schwerer lösbaren Fesseln werden kann. Nur Menschen mit großem Drang und Mut zur Wahrheit, die niemals unklare Verhältnisse dulden, sind solchen Gefahren gewachsen. Besonders muß man Mädchen mit stark mütterlicher Anlage warnen vor jener Sorte "Vademburgischer" Männer (im "Camont"), Männer, die sich wie Schrecken an weiblichem Mitleid anteiern und schließlich in Gottesnamen "geirret" werden - nein, eher in Teufels Namen, denn Mitleid ist eines der allerwertvollsten Genußmittel. Wird es doch die Verantwortlichkeit in sich, daß statt des einen mitleidenswerten Menschen später ein halbes Dutzend Unglücksbringer herumtrotzen.

Erstes Erfordernis, um als stolzes, Vorgesetzte, Untergebene eines auf gegenseitige Achtung gegründeten Verhältnisses zu finden, ist die richtige berufliche Ausbildung und Tätigkeit auch der Frau, die sich auf dem mehr oder weniger neuen Boden erst zu bewähren hat, den Beruf seine Schande machen und nicht als Lohnbräuerin wirken darf. Wert man für an, daß der Beruf ihr bloß Zeitausfüllung bis zu der mit allen Mitteln erstrebten Ehe bedeutet, darf sie nicht verlangen, von den Kollegen ernst genommen zu werden. Ist begriffen auch die Frauen nicht, daß sie mit den Berufsgenossen zur Hebung des Standes zusammenhalten, daß sie diesem Beruf auch Opfer bringen müssen an Zeit, Geld und Arbeit. - Sehr wichtig ist es, daß man in seiner Weise Extraktstoffe verlange, als da sind besondere Schöpfung, Urlaub usw.; daß man nicht häufiger und länger krank sei, als man sich unbedingt gewöhnen muß, denn immer wieder wird die größere Zahl von Krankheitsfällen gegen die Anstellung weiblicher Arbeitskräfte ins Treffen geführt, gar Schmäherer zur Schau zu tragen, sollte sich heutzutage nicht einmal das vernünftige Hausärztchen leisten.

Auch zeitliche Empfindlichkeiten müssen überwunden werden, Eifersüchtigkeiten, wozu unser Geschlecht neigt. Sachliche Auseinandersetzungen mit ruhiger Sachlichkeit hinzunehmen, das kann man von den meisten männlichen Kollegen lernen. Nachdrückliches Wesen, Kopf hinmachen, dafür pflegen weder Prinzipale, noch Kollegen, noch Ehepartner Verständnis zu zeigen; es kommt ihnen meist ganz selbstständig vor, da sie gewöhnlich den Anlauf zu der Koperlei gar nicht bemerkt, oder längst vergessen haben.

Schwer fällt unserm Geschlechte oft auch das strikte Anhalten von Besichtigungen, Gelegenheiten, Verbindungen, die man sich so gerne nach seinem Wunsch und Willen zurückdrückt; eine Quelle von Unannehmlichkeiten in allen Verhältnissen.

Bereitende Stellungen sind für Frauen, auch für tüchtige, besonders in folgenden Beziehungen schwierig: wegen der Regelmäßigkeit, die man sich zu werden, pünktlich, sich Beobachtern und Dienerrinnen heranzuziehen - dann liegt die Verbindung nahe, heimlich hineinzugreifen, sich in alles zu mischen, auch in die privates, heftigsten Angelegenheiten ihrer Untergebenen - andererseits auch sich selber zu viel herauszugeben und so die Disziplin zu verlieren. Höflich mit allen zu sein, freundschaftlich lieber nur außerhalb des Amtes, vorzüglich, ja misstrauisch allen Anordnungen gegenüber, wird da zur Pflicht. Ganz richtig meint ein Mann es schlecht mit einer Frau, der sie in Liebesverhältnissen ihrer Berufspflichten veranlassen will, für die sein Geschlecht zu mehr Sinn hat

ben sollte als das ihre. Gut steht einer Frau in solcher Stellung die Mütterlichkeit an, nicht die erzieherische, pateristische, sondern jene großzügige, die ihre Sonne anheben läßt über Gerechte und Ungerechte.

Der Mann möchte wir bitten, weiblichen Angekligten gegenüber zu bedenken, daß sie ein höheres Bedürfnis als die männlichen haben nach einem Worte, einem Blick der Anerkennung, womit sich bei ihnen viel bessere Leistungen und mehr Bestrebungen erreichen läßt; daß er sich und genau bestimmen und fordern muß, aber ja nicht höhere und besonders auch nicht heftig dreifache, da ja meist das Selbstvertrauen ohnehin gering ist und eher der Stärkung bedarf.

Reisebrief.

Von Dr. phil. Elfriede Koch, Weimar.

Weim, Juli 1923.

Zum zweiten Mal in meinem Leben wird mir die Schweiz das gelobte Land, das aller Träume Erfüllung spendet. Das erste Mal war es vor 20 Jahren, als sie mir die Tore der Unvergleichlichkeit, zu denen damals in der deutschen Kleinstadt kein Weg geführt haben würde. Und jetzt bietet sie mir, dank einer in jenen goldenen ersten Sommer geschlossenen Herzenfreundschaft, eine göttliche Ferienstätte für ideale Arbeit, daß ich mir selber als das beideswerteste Geschöpf erweise, das ein unverdientes Glück mit innigen Gesetzen himmelt.

Wenn man von einem Tag zum anderen aus dem Herzen Deutschlands, aus Weimar, hier verkehrt wird, so glaubt man in einer andern Welt zu sein. Stumm betrachtet man die ersten Silbergrünungen, die man auf jene Goldschöne herausbekommt, erschütternd wirkt der Anblick von Goldstätten, in die freien Berge umlaufen. Und wie höher ist es, sich an die kleinen Jäsen beim Einkauf zu gewöhnen: was hier mit Klappen bezahlt wird, würde daheim Hunderte und Tausende von Mark kosten. Ist es nicht zum Lachen, daß man eine Postkarte an die Lieben zu Hause mit 25 Rp. freimachen kann, während umgekehrt 400 Mark dazu nötig sind? Aber eine schnelle Umrechnung nach dem Kursstand zeigt, daß diese 25 Rp. heute über 10,000 Mark gelten, und daß wir dabei alles viel billiger kaufen würden wie hier - wenn unsere Einkünfte sich auch im gleichen Maße erhöht hätten. Und das sind wir auch schon beim Stern alles Glends im heutigen Deutschland: Wohl haben die Einnahmen der Arbeiter, der Beamten phantastische Höhen erreicht, sie zählen zurzeit nach Millionen Mark im Monat; aber sie führen stets um ein Beträchtliches hinter der Markentwertung her, sie beschwören bis in die höchsten Beamtenkreise hinein das Gespenst der Not und der Schuldenwirtschaft heran. Während der Gehalt annähernd das Zehnfache des Friedensgehaltes beträgt, kosten die Lebensmittel, wie Fleisch, Butter, Eier, das 2- bis 3-fache (Mittelpunkt). Die Einkünfte sind so bemessen, daß sie gerade für die bescheidensten Bedürfnisse an Nahrung neben Wohnung, Heizung und Bekleidung ausreichen. Jede Anschaffung an Kleider oder Wäsche, jeder Krankheitsfall belastet das häusliche Budget ganz übermäßig. Und niemand gibt mehr Kredit, die Bankmann, kein Handwerker, kein Arzt, nur die Banken gewähren gegen ca. 20 Prozent Zinsen einen beschränkten Vorkauf.

Die Preise schmelzen in die Höhe von einer Woche, einem Tag zum andern. Die bedauerlichen werten Hausfrauen kaufen mit aquivalenter Miete die Waren ab, um herauszufinden, wo eine Ware noch um etwa 1000 Mark billiger zu haben sei. Von nichts anderem hört man auch die Männer reden als von Preisen und von guten Einkaufsgelegenheiten. Es ist nämlich wie während des Krieges, wo alles vom Kochen sprach und neue Kriegsrezepte weitergab, weil man sich der Verdrängung der Lebensmittel anpassen mußte.

Es geht ein bisschen bequemer, wir können hätten es gern ein bisschen bequemer, wir können nicht ein gutes Gefühl haben! "Bequem" soll ich es auch haben, sagte ich, und die andern lachten und riefen: "Geh nur zu ihm, das ist der Zauberer am See, da seid ihr nicht aufgehoben!" Denn ich hatte ihnen zugehört, und ich verstand, daß sie nicht sagen wollten, wer ich bin, so hatten sie meinen alten Schemenamen - "Dann nahm ich Abschied von ihnen und lebte mit den beiden Dänen um. Wir erzählten uns allerlei und ich fragte nach ihrer Arbeit, und da kam dann ganz unbehoben und selbstverständlich heraus, daß die ihre Ferien fortzusetzen zu einem gemeinsamen Bergedien, um Material zu Veranlassung in Dänemark holtten sollten!"

"So!" sagte ich, aber nach dem, was ihr mir eben erzählt habt, seid ihr doch überall in Deutschland und freundschaftlich aufgenommen worden? "Ja, das war wohl richtig!" - Darüber kamen wir an die große Emdenallee, die zum Schloßhof des Grafen F. führt, und mir fiel ein, daß ich uns da vom Verwalter Frühstück geben lassen könnte, denn wir waren nun doch ein bisschen übermächtig. Der Verwalter war auf Meisen, aber ich bin ja da wie zu Hause, und so sagte ich: "Hier wollen wir einsteigen!" - "Aber das ist ja ein Dänischer Name!" fragten die Dänen und machten große Augen, als sie das Schloßhofen sahen. "Beute!" sagte ich. Da kamen auch schon die großen Hunde mit einem angeblich und rief und piff, bis sie mich erkannten und an mir vorbeizogen. "Das sind aber doch Ihre Hunde?" fragten die Dänen. "Wahrscheinlich nicht! Aber nun kommt!" Und wir gingen hinein, ich sprach noch ein Wort mit dem Verwalter, und er schloß uns den schönen, großen Jagdsaal auf, mit dem Felten und Geweißen und ausgehopsenen Tieren aus Afrika, und dann brachte er uns schönes Brot

Jetzt sind alle, aber auch alle Lebensmittel zu haben und in lockenden Auslagen selbsteboten für die, die sie kaufen können. Die Weibheit aber muß sich begnügen, beim Ansehen das Wasser im Munde anzumalen zu lassen. So ist es doch fürzlich einmal nach längerer Pause 1/2 Pfund Butter für unsere fünfköpfige Familie erstanden, und sie offen im Marktort mit Einwickelpapier wird ja auch äußerlich geparkt, und bekam dort Schokolade einer Marktfrauerin zu hören: "Da sieht man's, wer das Geld hat, um Butter zu kaufen, und unferns ist so kraftlos, daß man die Kräfte nicht mehr auf dem Rücken tragen kann!" Mit Weid lese ich die diesbedingten, strammten Kinder hier und denke an die ganzen Egarne, die mit Magermilch und Zucker, Brot, Margarine, Kartoffeln, Gemüße, Obst und wenig Eiern so eben über Wasser gehalten werden, während viele noch schlechter genährte einem in ihrer Kämmerlichkeit aus Verzweifeln.

Wenn ich hier eine Zeitung aufschlage, suche ich gewohnheitsgemäß aber vergeblich nach dem Hauptpunkt des Interesses bei uns, dem selbstdruckten Dollarkurs, der auch der Kinder Überdrüßstoff bildet. - Es ist sehr nützlich und erzieherisch, einmal von höherer Warte als der partiokratischen, die Vorgänge in Deutschland beurteilt zu sehen und tut doch unendlich wohl, in manchem unabhängigen Blatt eine verständnisvolle Teilnahme für uns zu finden. Wer in Deutschland lebt, seine Canalen am eigenen Leibe mit durchmacht, kann sich der Hofatmosphäre nicht entziehen, die da mit Innigkeit geschüttelt wird, gegen die auch die übergeleitete Friedensliebe nicht aufkommen kann. Mit Straußen denkt man an eine Zukunft, die die Saat dieser Zeit ernten wird. Die händig wieder abgerufen und händig erneuerten kleinen Zeitschriften "Dank an Solange!" auf Theateraufführungen, Schaufestern usw. sind bedeutende Meisterwerke.

Ist nun dieser Begriff von Glend und Jammerricht wirklich alles, was heute unter dem Namen Weimar begriffen wird, diesem Namen, der ja in deutschen Landen ein Programm bedeutet? Zum Glück doch nicht. So wenig diese oft gepflegte, heitere, kulturereichte Stadt mit dem feinen und z. T. auch eleganten Publikum dem Fremden Einblick in ihre Arbeit gewährt, so viel läßt sie ihn singen Anteil nehmen an ihrem ureigenen Reichtum.

Der Geist unserer großen Dichter und ihrer Zeit ist wahrhaft lebendig in Weimar. Er weht uns an aus dem Parkanstrich ihrer Wohnungen, er geht uns in den Parkanlagen von Teich und Weidener, vor allem aber in dem herrlichen Park von Weimar an der schönlich firschlängenden Elm, mit den untraten, wundervollen Baumgruppen und den großen Rosenflächen, mit dem rührend bescheidenen Gartenhaus Goethes im Mittelpunkt. In dem schönen, vornehmen Nationaltheater werden Schauspiel und Oper in traditioneller Weise unter Ernst Nordis viel angelegelter Leitung gepflegt. Alle paar Jahre, so z. B. in diesem Sommer, finden hier Aufführungen klassischer Werke für den Schülerbund statt, welcher jungen Mädchen und Knaben der ihm angehörenden Städte einen 14tägigen Aufenthalt in Weimar ermöglicht. In dieser Zeit sieht man dann in der Stadt der Pensionate noch mehr jugendliche Scharen, als sonst durch die Straßen ziehen, und alle paar Tage schmückt das Goethe-Schülerdenkmal ein frischer Kranz.

Doch auch Kunst und Kultur von heute haben in Weimar ihre Stätte. Johannes Geis, Kleinhart und Klaffen leben und dichten hier. Seitdem im vorigen Jahr Wilhelm Bode, der Goethe-Bode, das Opfer eines Unfalls geworden ist, vertritt als Vertreter Prof. Graf die Goetheforschung. Das Nietzsche-Archiv ist Fremden nicht zugänglich. Doch verarmt jeden Samstag Nachmittag Frau Förster-Nietzsche, erster und einziger weiblicher Ehrenprofessor der Universität Jena, in den schönen, von der Königinlichen Nietzsche-Wüste beherrschten Räumen, die Freunde

und Butter und Äste und wir aßen und es schmeckte uns prächtig, und dann führte ich sie durch den Park und ließ sie an der kleinen oberen Platte hinauf. Sie wunderten sich und sagten: "Dies ist ja doch Ihr Weis!" - "Ich vernehre euch mir gehört kein Stein von diesem Garten! Sie sind ein Sandforn von diesem Garten!" - Denn jetzt bin ich durstig und ihr wußt auch? - Denn es war mir einfallen, daß ich den Schülern bei mir hatte zu dem schönen Hause am Steinberg, das ich damals für meinen Freund Peterin erstanden hatte. Da ging ich nun mit meinen Dänen hin und schloß auf und schloß sie in das Schlafzimmer. Das hab ich nämlich ganz raffiniert man lassen mit lauter Wandhürten mit Glasheben, hinter denen schickliches Porzellan steht und alles aus edles Gold und Silbergerät. Und da nahm ich eine schöne Schale und ging zum Verwalter und kante ihm Wein und Erbsen ab und brachte das meine Studenten.

"D", sagten die, "allo dies ist für Haus! Wie wunderbar ist das!" - Ihr könnt mir glauben, daß mir kein Stein von diesem Garten abgab und kein Sandforn von diesem Garten! - Dann gingen wir weiter und ich sagte, daß eben die Sonne anheben wollte, und da nahm ich sie hinauf auf den Steinberg, und wir setzten uns hin und sahen das weite Land mit allen seinen Seen und seinen blühenden Bäumen im zarten Rosenlicht glänzen, und das war so wunderbar, daß wir ganz still wurden. Und nach einer Weile ich lag an und hielt ihnen eine kleine Sonnenbrille und sagte, weil die Sonne überall Leben weckt und schafft, wo sie sich zeigt, und daß nichts auf der Erde sei, das nicht besser, schöner, fruchtbarer durch sie würde. Sie strahlte im weißen Gean aus, ohne zu fragen, ob wir ihn verließen, und ohne sich um Punkt zu bestimmen. Wenn wir unten dank dafür irrendwie fundierten

Der Zauberer am See.

Wenn sich das Gerücht verbreitet, daß irgendwo Wohl gelanden worden ist, dann erregt ein Abenteuer die Menschen. Sie machen die größten Reisen, sie erdulden die schrecklichsten Entbehrungen, um in das Land der Verheißung zu gelangen. Wenn aber irgendwo etwas unendlich viel Kostlicheres zu finden ist, das keine Ode oder, warmer Menschlichkeit, dann wissen selbst die, die in der nächsten Nähe davon leben, kaum etwas von diesem Schatz und gerade in unserer, von allen guten Geistern verlassen Zeit, gäbe es doch nichts, was den armen Menschen nötiger wäre. Ich habe das Glück gehabt, einen solchen köstlichen Schatz in der ärgsten Zeit des Weltkrieges zu finden, und ich möchte hier auch andere davon mitteilen.

Es ist ein kleiner Mann mit schneeweißen Haaren und jungen, unendlich scharfen, kleinen und gültigen, hellblauen Augen, und er ist Faktor in einer kleinen holsteinischen Stadt. Daß ich, daß ich sein offizielles Amt - was er sonst alles hat, für seine Gemeinde und zahllose andere Menschen, das läßt sich kaum aufzählen, aber es wird allmählich aus meinen Erzählungen wohl hervorgehen. Indes, was er für seine Schöpfung durchdringt und erreicht, ist aus Märchenhafte bereit, und da sein Paradies an einem schönen, großen See liegt, so ist einer der Namen, die man ihm beigelegt hat: "Der Zauberer am See", und eine Geschichte, in der dieser Name eine Rolle spielt, möchte ich zuerst erzählen, wie der kleine Faktor sie mir erzählt hat, wie sie sich kurz vor 1914 ereignet hat. Ich gebe nun dem Faktor das Wort. "Es war eine schöne Sommerzeit, eigentlich so schön wie sie zu verfließen, aber ich hatte drei Nächte vorher bei einem Kranken gewacht

und Wehrer ihres Hauses. Von ihrer Seite aus leitete sie die Unterhaltung mit Geist und Anmut, und wie eine Fürstin wird die kleine feine Gretchen von Tamen und Herren mit Sandtuch begrüßt. Die Witwe Kar Regers hat sich ebenfalls in Weimar niedergelassen, und der von ihr der Stadt gekannte Nachlass des Kompositoren wird demnächst als Regers-Widow in einem Zimmer des Schloßes der Gesellschaft übergeben werden.

Den Musikfreunden bieten neben Orchester- und Solfeggiosorten die hochschönen Schülerkonzerte der Musikschule große Stoffe. Die bildende Kunst hat ein Heim in dem jetzt trefflich neugeordneten Museum, das die berühmten Preller'schen Fresken zur Dornrose birgt. Der künstlerische Nachwuchs wird herangebildet in der Kunstschule, die seit mehreren Jahren in zwei Teile geteilt ist: einen mehr akademischen, der treffliche Lehrer Böckl und bedeutende Künstler hervorgebracht hat, und einen revolutionären, der sich „Kaufhaus“ nennt und dessen Schöpfungen auf dem Gebiet der Malerei als „Materialismus“ bekannt geworden sind, Gestalte, auf denen Stoffstoffe wie Blechdeckel, Knöpfe, Koffeln- und Holzstücke, Kreise, Kompositionen und dergl. nach malerischen Gesichtspunkten zusammengefaßt sind. Auf alle künstlerischen und geistigen Gebieten den Frauen eine ebenbürtige Stellung eingeräumt wird, so auch im politischen Leben. Nicht nur zur sozialen Hilfsleistung werden sie in hervorragendem Maße herangezogen, sie haben auch Sitz und Stimme in Gemeindevorstellung und Landtag, sie besetzen hohe Beamtenposten in den Ministerien.

Nach den Eindrücken, die ich bisher in der Schweiz gewonnen habe, glaube ich fast, daß die Schweizerinnen aus deutsche Frauen um manchen beneidet werden, was sie noch vergänglich erscheinen. Und gerade der Vergleich gibt mir die treffliche Gewißheit: Der Geist von Weimar lebt in Deutschland, er ist nicht untergegangen, und es wird zuletzt als Sieger über unsere Not triumphieren!

—0—

### Hauswirtschaftliche Prüfungen.

In der Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit vom Juni 1923 veröffentlicht Frau Glättli in Zürich einen längeren Aufsatz über hauswirtschaftliche Prüfungen, die sie im Verein mit einigen anderen Frauen an einigen Sekundarläsinnen der Mädchenkassen in Zürich abgehalten hat, um sich über den Stand des hauswirtschaftlichen Wissens bei Mädchen, die keinen hauswirtschaftlichen Unterricht genossen, ein Bild zu machen.

Die Ergebnisse sind recht interessant, beweisen sie doch, wie nötig der hauswirtschaftliche Unterricht nicht nur für die 7. und 8. Klasse, für die er bis jetzt allein obligatorisch ist, sondern für alle Mädchen wäre und wie nur dadurch, daß der hauswirtschaftliche Unterricht als ebenbürtiges Fach in die Schulpläne aufgenommen wird, das Wissen der hauswirtschaftlichen Arbeit gehoben werden kann.

Gemäß gibt es unter den Müttern der Sekundarläsinnen viele, welche ihre Töchter selbst anleiten müßten und könnten, sehr oft aber werden sie gekemmt, einmal durch die ohnehin zu große Inanspruchnahme ihrer Töchter, dann aber auch durch die Gleichgültigkeit, in Hinsicht vieler Mädchen gegen Anforderungen dieser Art. Manchen ist doch, wovon die Schule niemals spricht, das ist auch nicht lernenswerter! Hauswirtschaftslehrerinnen klagen darüber, daß Sekundarläsinnen den Mädchen der 7. und 8. Klasse zu verstehen geben: „3 D'ochseln miened bloß i hr; das hüt halt für die Zume.“ Ohne es zu wollen, drückt die Schule dadurch, daß sie den hauswirtschaftlichen Unterricht nur den geistig oder wirtschaftlich Schwächeren erteilt, denselben im Anschluß noch mehr herunter als es, sehr zum Schaden des Volkes, da und dort schon ist.

Gibt es nun, fragen wir uns, kein Mittel, daß die Schule so bald und so eindringlich als möglich zu verstehen geben kann: das Interesse der Familie sowohl als des ganzen Volkes veranlaßt es, daß keine Mädchen heranwachsen, ohne die Grundbegriffe des Hausfaches praktisch ein-

wollen, dann müßten wir von der Sonne lernen und sein wie sie. Es dürfte kein Tag vergehen, an dem wir nicht Wärme oder Licht um uns her verbreitet hätten, und wir dürften auch dabei nicht zwischen Oberboden und Unterboden unterscheiden und nicht nach Dorn fragen. — Dann gingen wir nach der Stadt und unterwegs trafen wir einen Wagen mit Venten, die von einem Zanzvergnügen kamen, wo sie mächtig geblüht hatten, so daß sie sich nicht mehr aufricht halten konnten, und feuz und quer im Wagen lagen. Aber als der Knäcker mich erkannte, teilte er nach rechts und links Hippenstücke aus, und da sah ich den Schreck in die Glieder und sie ritzelten sich zusammen und sahen so krank wie sie noch konnten, und grühten mich. Ich mußte lachen und meine Dänen wunderten sich sehr und fragten, weshalb die Leute mich so erschrocken grühten. „Ja“, sagte ich, „ich bin eben der Zanzvergnügen vom See!“ — Nun kamen wir an mein Haus und ich ließ sie ein und führte sie ins Wohnzimmer — die Geschwister sind ja bei uns immer-fällig bezogen — und lagte ihnen, nun könnten sie noch ein paar Stunden schlafen. Dann würde ich sie wecken. Es war nämlich Sonntag und ich mußte predigen. Die waren sehr froh, als sie die guten Betten sahen, und bedankten sich vielmal und sagten: „Aber dies ist doch nun wirklich ihr Haus!“ — Ihr könnt mir glauben, daß mir kein Stein von diesem Hause gehört und kein Sandkorn von diesen Werten“, sagte ich, und das war noch, denn das Pastorat gehört der Gemeinde. Dann schliefen wir alle, und dann wachte ich sie und nahm sie mit in mein Badhaus unten am See und wir badeten. Nachher durften sie in der Küche helfen Schokolade kochen, und wir schliefen. Nun war es aber für mich hohe Zeit zum Gottesdienst, und so lagte ich: „So, ich muß nun fort, ich habe etwas zu tun. Ihr müßt nicht zu mir hier herüber und suchen kauen ihr auch —

geht zu haben. Wir bedürfen dazu der Mithilfe der Mütter, die nie und nirgends durch Schutzbetrieb ganz erlegt werden kann, jetzt aber ganz besonders in den Sekundarläsinnen noch unerlässlich ist.

In einer Delegiertenversammlung der Zürcher Frauencentrale führte Frau Dr. Meuler den Gedanken aus: Warum erwarten wir immer alles durch die Schule, zumal jetzt, wo dieselbe durch ökonomische Schwierigkeiten so sehr behindert ist? Wie wäre es, wenn man zur Vermittlung gerade dieser Kenntnisse die Mütter heranzöge, sie offiziell zur Mitarbeit anfordern würde? Die Mädchen würden sicher zu Hause aufmerksamer und williger mitarbeiten, und die Mütter lieber an ihre Lehramt herantreten, wenn auch die Schule Interesse zeigte für das, was in dieser Hinsicht zu Hause gelehrt und gelernt wird. Die Schule dürfte darüber in gelegentlichen hauswirtschaftlichen Vorträgen (wie vermeiden das Wort „Examen“ mit Mißbilligung) sich orientieren, Abfragen, was die Schule nicht selber gezeigt hat? Dies ist in der zürcherischen Volkshochschule ein Vorzug; es werden ja auch alljährlich Schwimmgymnastiken abgenommen und dabei alle Kinder zugelassen, mögen sie das Schwimmen gelernt haben, wo immer es sei. — Viele „Wenn“ und „Aber“ wurden natürlich laut, besonders auch die Frage: Haben wir die Mütter, die dafür Verantwortung und die nötigen Kenntnisse besitzen? Es galt vornehmlich, die heranzuziehen, die der Aufgabe wohl gewachsen sind, aber der Anreize bedürfen. Dabei gäbe es dann wohl Gelegenheit, die oft so gewünschten Beziehungen zwischen Schule und Haus enger zu gestalten, und es könnte kostbares Material gewonnen werden für einen späteren Ausbau des hauswirtschaftlichen Unterrichtes, den wir durch diesen Versuch natürlich keineswegs verzahnen oder gar als überflüssig einstufen könnten.

Um uns nicht mit bloßen Mutmaßungen herumzuschlagen, machten wir folgende kleine Probe, die durchaus nicht ein Muster für die Zukunft sein, sondern lediglich sondieren will, ob auf diesem Wege überhaupt eine Möglichkeit wäre, dem Ziele näher zu kommen. Wir glauben nun, daß dies so ist.

Im Einverständnis mit dem Kreisbildungspräsidenten Herrn Dr. Fingerhut durften wir an eine Anzahl Schülerinnen Fragen stellen (siehe unten). Um der „Prüfung“ nach Möglichkeit den Charakter zu nehmen und die Mädchen zu ungezwungener Äußerung zu ermutigen, wurde die Sache in freundschaftlicher, mütterlicher Weise durch Frau Glättli abgenommen. Einige schätzbare Frauen machten im Hintergrund ihre Notizen für G. Qualter, Vorsteherin der Hauswirtschaftlichen des gemeinsamen Frauenvereins, zum Teil auch für R. Wägeli, Sekundarlehrerin, und Frau Dr. Meuler. Wenn auch die Anzahl der Schülerinnen (60) eine verhältnismäßig kleine ist, so haben wir dafür auf die Zusammenkunft aus verschiedenen Bevölkerungskreisen Gewicht gelegt. Wir prüften vier Klassen, in Gruppen von je vier. Unter diesen arbeitete die übrige Klasse freiwillig an der Beantwortung einer Anzahl Fragen, die zum Teil Wiederholungen der mündlich gestellten waren, zum Teil indirekt verhalten, ob Verbindungen und Uebung in den betreffenden Beschäftigungen vorhanden sei. Die Mädchen konnten unter den Fragen auswählen.

Bei der Ausarbeitung der Resultate zeigen wir dann alle 7 Frauen, mündliche und schriftliche, auf vier Gruppen zusammen, die uns nach folgenden Richtlinien orientierten:

- a) ob überhaupt, ob gelegentlich oder regelmäßig Hausarbeit geleistet werde;
- b) ob auch Kochen und Gemüseräubern;
- c) machten wir eine Probe „Verständnis“, was sich nicht unbedingt mit den Kenntnissen deckt, so hat z. B. ein Mädchen, das wegen besonderer häuslicher Verhältnisse im Haushalt eine Null im Kochen „wenig“ bekommen hat, trotzdem sehr gutes Verständnis gezeigt;
- d) notierten wir, ob es die Mädchen verstehen und begründen, wenn in der Schule nach hauswirtschaftlichen Kenntnissen gefragt werde.

(Schluß folgt.)

Hier stehen die Kartoffeln, hier das Pfefferkorn — wer von uns zuerst da ist, focht zu Mittag. Um zwölf wird gegessen.“ Sie sagten: „Wir möchten am liebsten in die Kirche gehen, denn es gehört auch zu unsern Meßerfahrten, deutsche Prediger zu hören. Wie ist denn hier der Prediger?“ „Ich weiß nicht, wer hier predigt“, sagte ich, „ich kümmere mich darum nicht. Aber geht ihr nur hin, die Kirche ist ja gerade gegenüber. Lebt wohl so lange!“

Und ich ging mich umziehen und schlüpfte durch die Hofstür hinaus, damit sie mich nicht im Talar sehen sollten, und kam unmerklich in die Küche.

Und als ich schon meine Predigt angefangen hatte, merkte ich an einer kleinen Ecke aus der Gemeinde, daß Fremde kamen, und richtig, meine Dänen kamen herein. Nun ließ ich ja im Talar auf der Kanzel ganz anders aus als in dem Badhaus auf der Landstraße, und ich sah, daß sie ihrer Sache gar nicht sicher waren. Da ließ ich an, in meine Predigt ablesen aus der Sonnenpredigt einzuschließen, war immer so, daß sie nicht hören werden konnten, aber zum Schluß, da sprach ich von der Kirche und sagte: von diesem Hause gehöre mir kein Stein — da konnten sie ja nun nicht mehr zweifeln, wenn sie vor sich hatten.

Als wir uns dann im Pfarrhaus wiedertrafen, die Predigt war außer Acht und wollten sie gar nicht zur Ruhe geben! Aber nun mußten sie sich mitgehen und dann aßen wir, und es fiedelte uns prächtig. Dann lagte ich: „So, ihr seid bei dem Zanzvergnügen am See und da müßt ihr ihm auch danken helfen.“

Ich hatte nämlich gerade für die arme Familie zu verschänken Arme, die das nicht gegen einsteuern wollen — von reichem Hause ist die Entscheidung bekommen. Da nahm ich meine Dä-

### Und sie bewegt sich doch?

Zeichnungen und Mauer als Grenzzeichen, als Schutz gegen den Feind errichtet, seien moderner Artefabrikation zum Opfer. Nicht durch das Wachsen innerer Menschlichkeit, sondern gezwungen durch die Macht der Taten, reißt endlich bei manchen Völkern die Erkenntnis, daß es im Interesse des Geistes der Völker rascher ist, anstatt Zeichen und Mauern gemeinsame friedliche Grenzzeichen zu errichten.

Ein solches friedliches Grenzzeichen ist die aus Kanonen — nicht zur Anwendung geeigneter Kanonen — gegossene, bronzene Christusstatue, die 4000 Meter hoch in den Anden auf der Scheide zwischen Chile und Argentinien auf einem Granitblock steht. Ihr schmücken bronzene Tafeln, welche von Arbeitern und Arbeitern aus Chile und Argentinien gestiftet wurden und die Worte tragen: „Eber werden die Berge zu Staub zerfallen, ehe die Argentinier und Chile den Frieden brechen, den sie sich zu den Füßen von Christus, dem Erlöser, geschworen haben.“

Der amerikanische Schriftsteller Gilbert Murray erzählt uns die Geschichte von Christus in den Anden, da heißt es u. a.: Während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts fanden maulwurfsartig Kreise zwischen den südamerikanischen Republiken statt, sie nahmen den Hof immer wieder auf neue und der Hof entsetzte neue Kriege. Zwischen Chile und Argentinien herrschten seit langer Zeit Grenzstreitigkeiten, die 1890 ihren Höhepunkt erreicht hatten. Auf beiden Seiten wurde geäußert: „Eske mit den erhaben, der Feind, erwidern.“ Dem 1900 lösten der Krieg unvermeidlich. Da rißte der Bischof Benavento in Buenos Ayres in der Dornrose einen flammenden Friedenskreuz an seine beiden Hände. Dieser Kreuz fand beider Widerstand bei einem Bischof von Chile und beide zogen miteinander aus, wanderten von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, predigten Frieden und Verständigung. Frauen und Priester, auch ihre Väter und ihre Gattungen, saugamer kamen die Männer; aber auch sie kamen, die Bevölkerung beider Staaten erwachte, die Streitigkeiten einem Schiedsgericht zu übertragen und wärmte diejenige der jungen Medizinerinnen, die nicht nur ihrer wissenschaftlichen Erfolge und ihrer Verdienste als Ärztin Erwähnung tat, sondern auch ihre unermüdete Arbeit für die Rechte der Frau und der Ärztin im besonderen, hervorhob. Die folgenden Institutionen danken Dr. Chabanoff für Entschlossenheit: drei Sanatorien für Lungenerkrankte Kinder; Heim für Arbeiterkinder; Suppenküche für Notleidende während der Hungersnot in Russland (1906); Hospital für Kriegsverwundete; Praxen für den Weltkrieg und; wie sie konnte die Verbindung durchführen mit Hilfe der wertvollen Unterstützung, die ihr seitens des Bundes russischer Frauen zuteil wurde, deren Vorsitzende sie kamme Jahre hindurch war.

Die Kanonen, die der Menschenvernichtung dienen sollten, wurden zu einer Christusstatue umgewandelt und 4000 Meter hoch in den Anden als Friedenswahrzeichen errichtet. Erst per Eisenbahn transportiert, sowie sie führte, dann auf Kanonewagen von Maulfeln gezogen, und als die Wege für diese aufhörten, schleppten Soldaten und Seelen, beider Staaten die ungeliebte Last der Höhe zu. Am 18. März 1904 war das Werk vollendet, es wurde der Welt übergeben; eine gablose Wagnis und ein Kriegegeheimnis und Kanonendornen verführten merklich: derweil die Einweihung dieses Friedenswertes; dann folgte die Stille: als die Sonne unterging, wurde die Statue entzündet. Im heiligen Andacht verhörte die Bevölkerung von Chile und Argentinien, sie beteten für den Weltkrieg.

Die Vereinigten Staaten und Kanada. Im September 1921 wurde das Beziehen des hundertjährigen Friedens ohne bewaffnete Macht, d. h. ohne Befestigungen auf einer Grenzlinie von 3000 Meilen zwischen zwei letzten Staaten durch die Eröffnung eines Friedensportales gefeiert. Es führt zu dem Wege „Pacific Highway“ von Vancouver nach Tijuana. Das Friedensstor, ein mächtiger Stein aus Gneis, steht auf der einen Seite an landseitigen, auf der anderen auf amerikanischem Boden. Es trägt die Worte: „Kinder einer Mutter geboren in Eintracht schlüpfend.“ Nach 100 Jahren des Friedens erstreift, möge dieses Tor niemals wieder geschlossen werden.“

1922 schickten Ecuador und Columbia ihre Grenzstreitigkeiten durch die Veranstaltung eines Festes. Die Präsidenten, Bevölkerung und Soldaten begaben sich zur Grenze, begrüßten einander herzlich, sangen Lieder, gelobten in Eintracht zusammen mit bis an das Haus und gab ihnen das Gouvert mit dem Gefelle und sagte: Nun geht ihr über die Treppe hinauf und steigt oben an die Tür, und dem, der euch einmacht, geht ihr das Gouvert, und wenn gefragt wird, von wem es kommt, dann sagt, ihr wisset es nicht. — Das möchte ich nun viel Spaß, und als wir wieder unten zu Hause waren, kam gerade der nette Sohn von unserm Nachbarn, an dem hatte ich ein feines Talent in Musik entdeckt und hatte ihm eine Geige gekauft, und der kam nun und wollte mir vorspielen. Da lagte ich ihm, er solle das schöne Lied spielen:

„O Wort, wie du bewirkt dich hast: Aber nicht finden, der findet dich!“  
Ich suchte eine Wanderrast,  
Ich fand mein Nestlein.“

Diese Worte erklärte ich den Dänen, und sie wurden ganz nachdenklich dabei. Dann lagte ich: Ihr wußt deutsches Leben und Wesen studieren, da nehme ich euch mit zu deutschen Bauern auf eine Kintabule. Das freute sie sehr, und wir fuhren zusammen hin. Es war Klaus Hansen, einer von meinen feinsten Bauern, und ich nahm ihn mit, er heiterte und sagte: Dies sind junge Dänen, die kommen, um sich Deutschland anzusehen; da möchte ich, daß sie uns von der allerbesten Seite kennen lernen, und deshalb habe ich sie zu sich mitgenommen, damit sie einen persönlichen Blick von uns bekommen. — Das soll ihnen gut tun. — Da, das war denn ein schönes Lied, und ich machte, daß meine Dänen sich nicht wenig wunderten! — Spät abends begleiteten uns die jungen Mädchen und Mädchen zum ein ganzes Stück Weges und sangen mehrstimmige Volkslieder, und die Dänen waren ganz begeistert.

Im andern Morgen wachte ich sie dann — ein Abend vor dem Abschied hatte ich ihnen in ihr Stammbuch geschrieben, daß sie mir gaben. Und

fammen zu leben und legen den Grundstein zu einem Monument, welches Wahrzeichen für heiligen Geistes werden soll.

Auch auf europäischem Boden rief hoch im Norden ein heftiges Wächertum jünger Kulturgemeinschaft zweier Völker. Durch Volksabstimmung trauten sich Schweden und Norwegen im Jahre 1905. Dort an der weichen Landesgrenze zwischen Charlottenberg und Mager wurde auf Veranlassung der schwedischen und norwegischen Friedensvereine zur Erinnerung an diese friedliche Trennung der Kontakt errichtet. Auf mächtigen Unterbau ragen 2 Säulen empor, oben vereinigt durch ein Kapitäl, welches 2 Menschen trägt, die einander die Hände reichen. Eine Inschrift auf schwedischer Seite lautet: „Von nun an ist Krieg zwischen skandinavischen Völkern unmöglich“ und auf norwegischer: „Norwegische und schwedische Friedensfreunde errichteten dieses Denkmal im Jahre 1914 zum Danke für 100-jährigen Frieden.“ Die Säulen wurden durch Sammlungen in Schweden und Norwegen zusammengebracht und das Denkmal am 16. August 1914 unter Teilnahme von 12.000 Personen eingeweiht.

Und während im Norden die Völker friedlich sich einten, tobte im Osten und Westen Europas der Weltkrieg, der so viel Unheil über die Menschheit brachte.

Und sie bewegt sich doch! Gezwungen durch die Macht der Taten, daß nicht Kanonen — brutale Gewalt, sondern Christus — die Macht menschlicher Güte, den Völkern ihre Gemeinschaft bringt, werden feindliche Grenzzeichen zwischen den Nationen mehr und mehr schwinden und friedliche an ihre Stelle treten.

—0—

### Das Jubiläum einer russischen Ärztin.

Die Mezzie Petrograds feierten kürzlich das 45jährige Jubiläum von Dr. Anna Chabanoff. Sie ist eine der ältesten Vorkämpferinnen für die Zulassung der russischen Frauen zum medizinischen Studium und hat viele Jahrzehnte lang im Dienste sozialer Organisationen gearbeitet. Von den Ärzten, die ihr an ihrem Ehrentage überreicht wurden, war die berühmteste und wärmste diejenige der jungen Medizinerinnen, die nicht nur ihrer wissenschaftlichen Erfolge und ihrer Verdienste als Ärztin Erwähnung tat, sondern auch ihre unermüdete Arbeit für die Rechte der Frau und der Ärztin im besonderen, hervorhob. Die folgenden Institutionen danken Dr. Chabanoff für Entschlossenheit: drei Sanatorien für Lungenerkrankte Kinder; Heim für Arbeiterkinder; Suppenküche für Notleidende während der Hungersnot in Russland (1906); Hospital für Kriegsverwundete; Praxen für den Weltkrieg und; wie sie konnte die Verbindung durchführen mit Hilfe der wertvollen Unterstützung, die ihr seitens des Bundes russischer Frauen zuteil wurde, deren Vorsitzende sie kamme Jahre hindurch war.

In ihrer Eigenschaft als Mitglied des Internationalen Frauenbundes, dessen edlen und großen Zielen sie ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, nahm Dr. Chabanoff an verschiedenen Frauenkongressen teil. Leider blieben in dieser Beziehung die gegenwärtigen ökonomischen und politischen Verhältnisse unüberwindliche Hindernisse.

Trotz ihres vorgefertigten Alters ist Dr. Chabanoff noch immer ihren Beruf aus. Sie leitet eine Abteilung des Kinder-Hospitals (früher Hospital des Pringen von Eisenberg) vor, an dem sie 45 Jahre hindurch tätig gewesen ist.

Dr. Chabanoff hielt kürzlich in der Wissenschafts-Gesellschaft in Petrograd einen Vortrag „Das medizinische Frauenstudium in Russland während 50 Jahren.“ Im letzten Teil dieses Vortrages ging Mme. Chabanoff auf die ausgeschiedene, vom Internationalen Frauenbund geleistete Arbeit ein, deren Wert sie in warmen Worten würdigte.

Aus dem Pressebulletin des internationalen Frauenbundes.

—0—

da sie mir gesagt hatten, daß sie nun nach Kiel wollten, dort aber niemand fanden, so hatte ich einem meiner Goutepier telephoniert und verabredet, daß die Zauberei da noch ein bißchen weiter gehen sollte! — Ich gab ihnen als Entschuldigendes Verleihen aus dem Garten, weiß und rot — das sind die bündigen Farben, und lagte ihnen, ich sollte ihnen je vom Bahnhof gleich ein Wasser hinterher gehen und sich da hinfinden. Dann würde ein Mann kommen und fragen, ob sie vom Zauberei am See kämen, und der würde ich weiter ihrer annehmen.

Da gingen sie und konnten gar nicht ausreden. Ich dachte: wenn ihr nun Eire Petron gelernt und verstanden habt! — Aber das hat sie wohl, denn sehen Sie mal — (und der Pastor holte aus einer Mappe einen Brief und las sie mir) — noch ein paar Wochen bekam ich aus Dänemark diesen Brief — lesen Sie ihn vor:

„Lieber, alter Zauberei am See!  
Euer Freund hat uns getroffen, und so sind wir auch in Kiel auf diese Verortung gewiesen, und sehr froh und dankbar nach Hause zurückgekommen. Aber doch war der Zweck unserer Entbindeverloren. Nach allem, was wir in Deutschland erlebt haben, werden wir nun auf der großen Verammlung nicht gegen die Dänen reden können. Wir werden doch nicht um großen Beifall als Medner kommen, aber wir meinen, daß wir doch mehr gewonnen als verloren haben. — Wir Dänen hören alle so gern Märchen, und wir freuen uns schon darauf, wenn wir einmal eigene Kinder haben werden, sie auch den Stoff zu nehmen und ihnen Märchen zu erzählen. Aber von allem das ist nicht die Rede, immer sein und bleiben das Märchen vom Zauberei am See, was Vater selbst erzählt hat.“  
Mit Dubois-Meymond.